

VERBRECHEN

Schreib um dein Leben

17 Jahre lang saß der Amerikaner Damien Echols in der Todeszelle, er sollte drei achtjährige Jungen umgebracht haben. Doch es gab keine Beweise. Nach der Freilassung wird er nun von seinen Erinnerungen geplagt. Von *Thomas Hüetlin*

Das meiste an ihm ist schwarz. Das Haar, die Kleidung, die Tätowierungen, die Sonnenbrille. Er trägt sie um zehn Uhr vormittags in der Küche seines Hauses in Salem, Massachusetts.

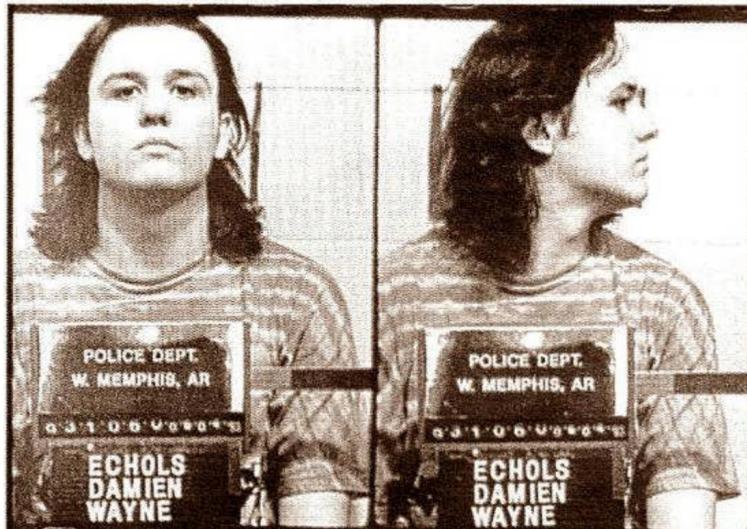
Echols legt die Brille auf den Tisch. „Wollte nur kurz sehen, wie Sie aussehen“, sagt er. „18 Jahre in der Zelle haben mich halbblind gemacht.“

Echols ist 38 Jahre alt, 1994 zum Tode verurteilt, entlassen 2011, als herausgekommen war, dass seine DNA nicht zu den Spuren am Tatort eines Dreifachmordes passt. Drei achtjährige Jungen waren auf grausame Weise getötet worden. Echols, so hatte das Gericht geurteilt, soll einer der Täter gewesen sein. Er hat das immer bestritten.

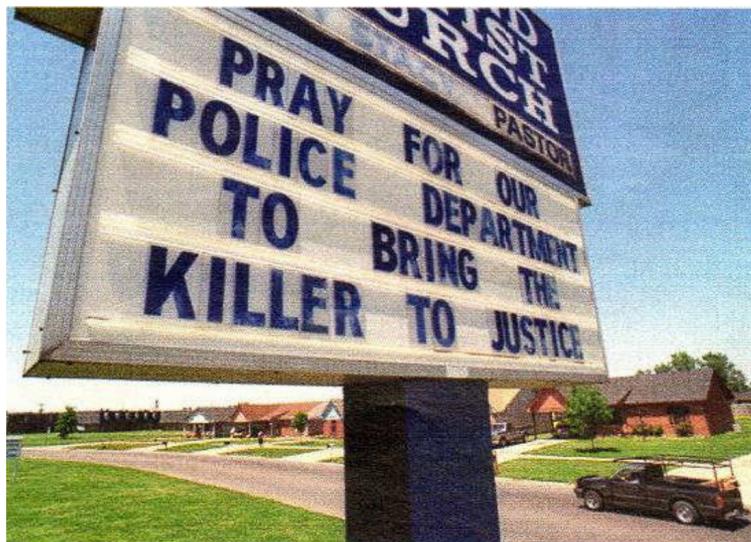
Die Menschen in Arkansas glauben an Gott und die Todesstrafe. Sogar Bill Clinton wagte es nicht, dies in seiner Zeit als Gouverneur dort in Frage zu stellen: Einem Schwachsinnigen mit einem IQ von 70 verweigerte er die Begnadigung. Als diesem die letzte Mahlzeit serviert wurde, stellte er den Nachtschiff beiseite. Den Nusskuchen wollte er am nächsten Tag essen.

Der Republikaner Mike Huckabee, einer von Clintons Nachfolgern in Arkansas, der ebenfalls Präsident werden wollte, ist ein Mann, der die Evolution leugnet. Als im Jahr 1996 der Dokumentarfilm „Paradise Lost“ über den Dreifachmord veröffentlicht wurde, kamen Zweifel an der Schuld Echols auf. Huckabee sagte damals, das seien keine Belege, keine Dokumente, das sei nur nachgestelltes Schauspielerzeugs.

Wahrscheinlich wäre Echols heute tot, hätte es nicht Menschen gegeben, die sich für ihn einsetzten und Geld auftrrieben, weil seine Geschichte irgendwie auch ihre Geschichte war — die eines jungen Außenseiters, der sich nicht einschüchtern ließ von eifrigen Bibelchristen. Seine Unterstützer waren junge Außenseiter, die das Glück hatten, auf einem Filmset zu landen oder in einer Band. Menschen wie der Schauspieler Johnny Depp oder die



Verdächtigter Echols 1993*; *Die Zelle als Kloster*



Tafel in West Memphis 1993: *Eifrige Bibelchristen*

Rockmusiker Eddie Vedder und Henry Rollins oder Filmregisseur Peter Jackson.

„Sie haben mich nicht rausgelassen wegen der Beweise“, sagt Echols. Seit fast zwei Jahrzehnten hätte es genügend Beweise gegeben für seine Unschuld. „Sie haben mich rausgelassen, weil der Staat endlich merkte, dass der Rest der Welt dabei zusah, wie sie sich darauf vorbereiteten, einen unschuldigen Menschen umzubringen.“

Echols hat seine Geschichte nun selbst aufgeschrieben. Seine Erinnerungen heißen „Life After Death“, sie sind jetzt auf Deutsch unter dem Titel „Mein Leben nach der Todeszelle“ erschienen**. Das

* Polizeifotos.

** Damien Echols: „Mein Leben nach der Todeszelle“. Aus dem amerikanischen Englisch von Rainer Schmidt. Goldmann Verlag, München; 416 Seiten; 19,99 Euro.

Buch ist ein schauriges Zeugnis davon, wie jemand in die Fänge der amerikanischen Justiz gerät, dabei fast umkommt, durch Schreiben und Meditation überlebt, schließlich befreit wird.

Das alles, lakonisch erzählt, ohne Empörung, ohne Wehleidigkeit, würde „Mein Leben nach der Todeszelle“ bereits zu einem bemerkenswerten Buch machen, aber Echols zeigt darüber hinaus, was es heißt, im reichsten Land der Erde jung und arm zu sein, zu den Aussätzigen des amerikanischen Traums zu gehören.

Es ist kalt in Echols' Küche. Trotzdem trägt er nur dieses schwarze T-Shirt. Die Heizung aufdrehen geht nicht. Hitze, das ist für ihn die Erinnerung an die

Armut einer Kindheit im Süden, ohne Klimaanlage.

85 Prozent seines Buches habe er im Gefängnis geschrieben, sagt Echols, den Rest danach. Er habe unzählige Zettel und Hefte gefüllt. Das meiste hätten ihm die Gefängniswärter gestohlen und vernichtet.

Die übrigen Andenken sind unruhige Nächte und ein ausgebranntes Nervensystem. Die Folge von 18 Jahren „Fighter Flight“, einem hohen Adrenalinspiegel bei dauerhafter Angst — zum Beispiel vor Wächtern, die nachts in die Zelle ein-

dringen, alles durchsuchen, den Sträfling ausziehen, an die Gitterstäbe ketten und ihn so heftig prügeln, dass sich sein Urin später rot färbt.

„Wenn sich die Menschen über Guantanamo aufregen, denke ich: Moment mal, das ist nichts Besonderes. Das passiert in Amerika jeden Tag“, sagt Echols.

Er habe die 18 Jahre auch überlebt, weil ihm gleich anfangs ein kahlgeschorener Mithäftling einen Brief übergeben habe. „Du kannst hier entweder verrückt werden oder langsam verrotten“, stand darin, „oder du fängst an zu meditieren.“ Der Sträfling, ein geständiger Mörder und späterer Zen-Meister, wurde Mitte der neunziger Jahre hingerichtet.

Echols hielt sich an dessen Rat. Seine Zelle wurde eine Art Kloster in der Hölle.



Eine seiner Exerzitionen sah folgendermaßen aus: erst zwei Stunden auf der Stelle joggen, barfuß, auf Beton, bis die Füße bluten. Dann meditieren, fünf Stunden lang. Sehen, wie das Blut durch die Socken läuft, keinen Schmerz spüren, nur Energie, „die das Gefängnis wegschmelzen lässt“, sagt Echols.

Mit seinen Übungen schuf sich Echols eine innere Welt, die Richter und Gefängniswärter nicht antasten konnten. Bis auf den kahlgeschorenen Zen-Meister, sagt Echols, habe er niemanden gehabt, mit dem er sich hätte unterhalten können. „Normale Menschen bringen nicht andere Menschen um. An Mördern ist etwas fundamental Gestörtes.“ Genauso wenig werde ein normaler Mensch in Amerika Gefängniswärter. „Es gibt keine kleinen Kinder, die sagen: ‚Wenn ich einmal groß bin, möchte ich diesen Beruf ergreifen.‘ Nur, viele von denen, die sich dafür entschieden haben, kommen sogar in ihrer Freizeit her.“ Hier hätten sie das, was ihnen draußen im normalen Leben fehle: absolute Macht. Echols hat zwei Stunden lang erzählt, jetzt hat er Hunger und nichts im Kühl schrank. Er muss das Haus verlassen.

Lunch. Immer noch das schwarze T-Shirt. Mit ihm läuft er durch den eisigen Wind. Einige Menschen blicken Echols hinter her. Er geht in kleinen, schlurfenden Schritten. Fußfesselschritte. Das Erbe von 18 Jahren Ketten an den Füßen.

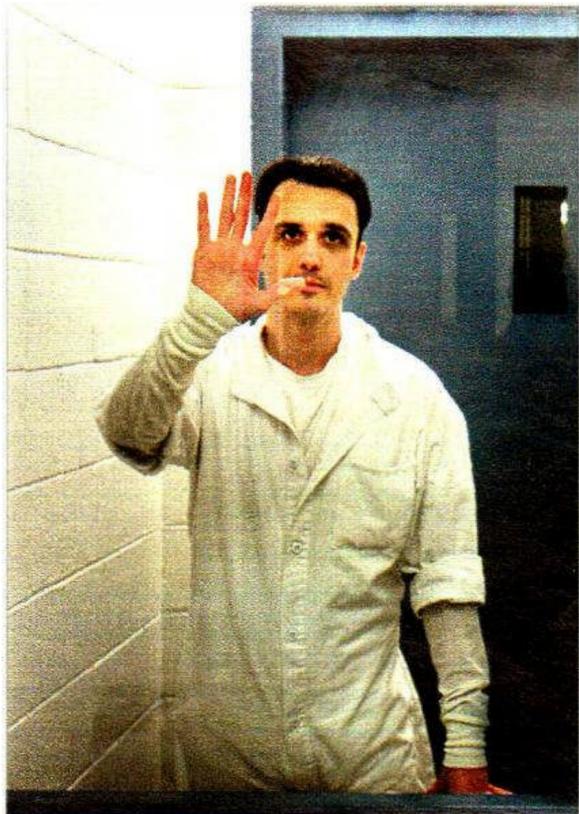
Auf einem kleinen Platz im Zentrum von Salem stehen graue Gedenksteine. Im Jahr 1692 wurden hier 13 Frauen als Hexen gehängt, ein 80-Jähriger, der sich weigerte, gegen seine Frau auszusagen, wurde zu Tode gefoltert. Salem ist heute eine der liberalsten Städte Amerikas, in West Memphis dagegen, sagt Echols, herrsche das Mittelalter, immer noch.

Ohnmächtig dieser engen, gottesfürchtigen Gesellschaft ausgeliefert zu sein, das war sein Lebensgefühl von Anfang an. Vertrauen gab es nicht, kein Zuhause, keine Sicherheit.

Männer kamen und gingen, mal zog die Mutter mit den Kindern in den fensterlosen Hinterraum einer Kirche, mal in eine Bruchbude auf dem Land, umgeben von staubigen Feldern, ohne Strom, ohne Gesellschaft. Nur ein Pestizide sprühendes Flugzeug kam regelmäßig vorbei.

„Halt dich vom Brunnen fern, wenn der Flieger sich nähert“, sagte die Mutter. Kultur gab es nur in Form einer fanatisch-ignoranten Kirchengemeinde, deren Religionsstifter versuchte, mit Olivenöl Krankheiten zu kurieren. „Mein Stiefvater konnte nur seinen Vor- und Nachnamen schreiben“, sagt Echols. „Ein Buch hat er nie gelesen.“ Bücher, habe es bei Buchautor Echols

Vertrauen gab es nicht, keine Sicherheit



STAN CARROLL / ZUMA PRESS / CORBIS (L.); JEFF MCAOORY / ZUMA PRESS / CORBIS (R.)

Inhaftierter Echols 2010, Ehepaar Echoas* Deal mit der Staatsanwaltschaft

ihnen heißen, seien nur etwas für „reiche Leute“.

Als die Familie in einen Trailer Park zog, glaubte Echols, er sei im Paradies. Endlich Strom, andere Menschen, Nachbarn. Sogar ein kleiner See, auch wenn das Wasser faulig roch und schäumte und der Grund übersät war mit Abfall aus der Wohnwagensiedlung.

Wieder nichts, was man Heimat nennen konnte. „Ich hatte keine neuen Turnschuhe, keine Ahnung, welche Videos auf MTV liefen, nie die angesagten Filme gesehen“, sagt Echols. Selbst in der Siedlung der Ärmsten blieb er ein Ausgestoßener. Ein Freak. „Mit meinen 12 oder 13 Jahren war ich zu dem Schluss gekommen, dass das Leben hoffnungslos ist.“

Die Schule bot keinen Ausweg. „Bildung, das war bestenfalls etwas für diese Wesen, die wir aus dem Fernsehen kannten und die ein fabelhaftes Leben führten in New York oder Kalifornien“, sagt Echols. „Ebenso gut hätte ich mir wünschen können, mit einer selbstgebauten Rakete auf den Mars zu fliegen.“

Echols flüchtete. In eine neue Welt. Die Welt von Stephen King, Horrorfilmen, Skateboards und Heavy Metal. Auch hier war es einsam, zunächst. Ein Skateboard vom Flohmarkt und ein Stück Straße. Aber einmal als Außenseiter, als Freak positioniert, fand er andere Freaks, Freunde. Jason Baldwin hieß einer von ihnen. Beide hörten nächtelang Kassetten mit Songs von Guns N' Roses, Metallica, Iron Maiden, deren Song „Run to the Hills“ zu ihrer Hymne wurde. Es geht darin um Indianer, die von Weißen überfallen werden und um ihr Leben rennen. Baldwin und Echols waren die Indianer.

* Nach Echols' Haftentlassung 2011.



Als Echols' Mutter einen Lagerraum aufräumte, fiel ihr ein mottenzerfressener schwarzer Trenchcoat vor die Füße. Echols zog ihn an. „Ich hatte das Gefühl, in Sicherheit zu sein, wenn ich diesen Mantel trug“, erzählt Echols. „Die beste Schmusedecke von allen.“ Er begann, Skelette von Tieren zu sammeln, die er in der Umgebung fand. Knochen von Eichhörnchen, Waschbären, Schlangen. Er fing auch ein Tagebuch an. Ein dunkles Heft von einem Beerdigungsunternehmen. Seine Großmutter hatte es bei der Bestattung ihres Mannes ausgelegt, für Beileidsbezeugungen. Niemand hatte eine Zeile hineingeschrieben.

Mit 14 die erste Freundin. Einmal blieb sie nachts bei ihm, beide brachen in einen leeren Wohnwagen ein. Dort fand die Polizei sie, sperrte Echols ins Gefängnis. Ein Mann vom Jugendamt, er hieß Jerry Driver, verhörte Echols, fragte ihn, ob er etwas von Satanisten gehört habe, von deren „Plänen, Opfer zu bringen oder in Kirchen einzubrechen“. Echols verneinte, aber Driver glaubte ihm kein Wort.

Nach einigen Tagen im Gefängnis bot Driver Echols an, ihn freizulassen, wenn er sich in eine geschlossene psychiatrische Klinik begeben würde. Echols willigte ein, bekam Antidepressiva; als er rauskam, fühlte sich das Leben in Freiheit an, als würde er im Treibsand versinken. Die Mutter riet ihm, sich beim Sozialamt Behindertenunterstützung zu holen. Den Test bestand er ohne Probleme. Er war nun offiziell geistig behindert und tröstete sich mit einem Mädchen, das er nicht liebte. Sie wurde schwanger. Er steuerte jetzt genau auf das Trailer-Park-Leben zu, dem er immer hatte entkommen wollen: abhängig, unglücklich, ohne Kraft, ohne Sinn. „So ist eben unser Dasein“, sagt

Echols heute, habe er damals gedacht. „Das ist der natürliche Ablauf der Dinge. Die Evolution bei der Arbeit.“

Sein Weg von unten nach ganz unten beschleunigte sich, als am 6. Mai 1993 drei achtjährige Jungen tot, nackt und gefesselt in einem Wald bei West Memphis gefunden wurden. Es machten sofort Gerüchte die Runde, dass diese bestialischen Kindermorde nur das Werk wahnsinniger Satanisten sein konnten. Jerry Driver schickte die Polizei zu Echols. Einen Monat später wurde Echols zusammen mit seinem Heavy-Metal-Freund Jason Baldwin und einem Sonderschüler aus dem Trailer Park namens Jessie Misskelley angeklagt. Misskelley hatte einen IQ von 72. Er hatte ein Geständnis abgelegt und die beiden anderen belastet.

Der Prozess war eine Farce. Mit schuss-sicheren Westen wurden die Angeklagten ins Gericht gefahren. Ein knappes Jahr später das Urteil. Misskelley, lebenslanglich plus 40 Jahre. Baldwin, lebenslanglich. Echols, Tod durch Giftspritze.

Es gebe nichts, was einen auf einen solchen Richterspruch vorbereite, sagt Echols heute. Nicht der Hass der Zuschauer, nicht die ehrgeizigen Staatsanwälte, die wiedergewählt werden wollten, nicht einmal die Low-Budget-Horrorfilme, die er und seine Freunde nächtelang ansahen im Trailer Park.

Echols wusste damals nichts von seinem einzigen Vorteil. Die Staatsanwaltschaft hatte in ihrem ungebremsten Profilierungstrieb Kameras im Saal zugelassen, die jedes Detail filmten.

Zwei Jahre später erschien die Dokumentation „Paradise Lost“ beim Filmfestival in Sundance, danach lief sie beim Kabel-Kanal HBO. Die abgekartete Inszenierung der Justiz wurde in dem Film

sichtbar, es gab Proteste, Aufrufe, Prominentenstimmen, nur für Echols änderte sich nichts. Er blieb im Todestrakt. Dann sah eine junge Architektin in New York den Film. Sie hieß Lorri, sie verliebte sich, Heirat 1999. Danach hatte die Frau eigentlich nur noch einen Beruf: die Unschuld ihres Mannes zu beweisen.

Es war mühsam und sehr teuer. Zum Beispiel das DNA Testverfahren. Es wird zur einzigen Hoffnung für den Inhaftierten. Aber die Staatsanwaltschaft verschiebt die Termine, Echols muss die Kosten vorfinanzieren, 2007 schließlich das Ergebnis: null Übereinstimmung zwischen der DNA von Echols und den Spuren am Tatort. Keine Wiederaufnahme des Verfahrens. Nur neue Kosten, neue Eingaben, neue Akten.

Lorri Echols gibt nicht auf, im Jahr 2010 bietet die Staatsanwaltschaft einen Deal an. Er ist so kurios verdreht wie das ganze Verfahren bis dahin: Die Angeklagten, so der Vorschlag, sollten sich schuldig bekennen, aber auf ihrer Unschuld beharren. Daraufhin würde der Staat sie freilassen, aber nicht freisprechen.

Die Voraussetzung, dass der Deal gilt: Alle drei Mordhäftlinge müssen zustimmen, kein Ton darf an die Medien dringen, zwei Wochen lang. „Ich wusste“, sagt Echols, „wenn wir diesen Deal nicht annehmen, werden wir im Gefängnis sterben. Egal wie viele Filme noch über den Fall gedreht werden. Egal wie viele Bücher noch darüber geschrieben werden.“

Am Abend der Freilassung gibt Eddie Vedder auf dem Dach des vornehmsten Hotels in Memphis eine Party. Echols soll gefeiert werden. Er hat kaum Erinnerungen daran, nur eine: viele Hände, die auf seine Schultern klopfen. Am Morgen danach geht es in Vedders Privatjet ins Haus des Sängers nach Seattle, dann für ein Jahr in das New Yorker Apartment von Regisseur Peter Jackson.

Es ist Nachmittag in Salem. Die Sonne ist herausgekommen, der Wind bleibt eisig, immer noch. Echols steht vor seinem Haus. Er hat es gekauft von dem Geld, das er für sein Buch und die Filmrechte bekam, aber er hat genug von seiner Geschichte. Deshalb ist er aus Los Angeles, wo er als Todeszellen-Überlebender herumgereicht wurde, nach ein paar Tagen geflüchtet. Mit jedem Interview geht er zurück in jene Zelle, deren Tür er gern zuschließen würde. Für immer.

Ein Postbote bringt ein Päckchen. Der Absender ist eine Musikfirma. Echols soll seine eigene Heavy-Metal-Show bekommen.

Man kann sich den Vorspann bereits vorstellen. Die Metal-Show mit Damien Echols, dem Mann, der den Todestrakt überlebte.

Da geht sie wieder auf, die Tür zu seiner alten Zelle. •